

(Nachdruck verboten.)

31

Kinder der Gasse.

Roman von Charlotte Knoedel.

Die Paula kam in die leere Küche, sie tastete sich im Dunkeln bis zu einem Stuhl am Tisch und ließ den Kopf auf die Platte fallen. Ein lautes Schluchzen hob ihre Brust und erschütterte ihre ganze Gestalt. „Ich will ordentlich werde, gewiß, gewiß, ich will ordentlich werden!“ sagte sie in einem fort.

„Aber warum kriegt mer's auch eso schwer gemacht, warum nure, warum?“

„Andere Mädchen, die konnten jede Tag mit ihrem Liebste zusammen sein, aber ich? Und wenn er wenigstens alle Sonntag käm! — Aber das nit mal, und dann, wo einem die Mannsleut so nachlaufe . . .!“

Sie wurde ruhiger. Ein siegesbewußtes Lächeln kam auf ihr Gesicht. Ja, der Härter! Er hatte es doch nit aushalten können ohne sie, war ihr nachgelaufen in die Metzgergasse! — Aber sie hatte ihm schön heimgeleuchtet! Das Bewußtsein ihrer Stärke kam über sie, sie hob den Kopf und lehnte sich im Stuhl hintenüber. Eine ganze Weile sah sie so.

Ja aber . . .? Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn, was hat mer davon . . .? Das Gefühl, daß mer stark is, hm! Sie lachte, sprang auf und lief in der dunklen Küche auf und nieder, bis ihre Mutter eintrat.

Als sie einige Stunden später im Bett lag, atmete sie ein paar mal tief und sehnsüchtig: Gottlob, daß morgen der Christian kommt, das war ihr letzter klarer Gedanke.

Am anderen Morgen aber kam wieder nur ein Brief vom Christian an die Paula.

„Donnerwetter!“ rief das Mädchen, schleuderte das Papier mit einer wilden Bewegung zu Boden und trat darauf. „Der Feke!“ Sie bohrte mit dem Fuß darin herum, „was hat mer von so nem Feke!“ Ihre Augen funkelten, ihr Blut brauste. Eine Weile, dann wurde ihr Blick starr: „Wär ich doch gestern abend nure mit dem Härter gegangen!“ sagte sie, und ihre Augenbrauen schoben sich zusammen.

„Ich Esel!“ dachte sie und preßte die Hand vor die Stirn. Ein wilder Entschluß war in ihr.

Das Dauern von einem Sonntag auf den andern, wo er dann schließlich doch nit kommt, ich hab's satt! Es wird noch Zeit genug sein, ihm die Treu zu halten, wenn mer verheiratet sind . . .! Sie ging in die Kammer und zog sich ihr bestes Kleid an. „Jetzt geh ich zum Härter,“ sagte sie, „der wird Auge mache, wenn ich komm, aber Spaß wird er haben!“ Sie lachte.

Während sie sich noch umzog, kroch die Furcht wieder in ihr heraus. Und wenn der Christian was erfahren tät . . . wenn er . . . Eine Weile stand sie reglos. Ach geh . . .! Sie warf den Kopf zurück, — hat er bis jetzt nix gemerkt, warum sollte er nun mit einemmal . . .! Aber das Unbehagen wich nicht von ihr. — Herrgott, wenn der's erfahren würd! Das Blut wich ihr aus der Stirn. Sie wollte sich jetzt noch ne Weile amüsieren, aber dann, dann sollte sie der Christian heiraten und sie wollte dann ordentlich werden, ganz ordentlich!

Mit diesem Gedanken ging sie nach Herrn Härters Wohnung: Der Herr sei zu Hause, sagte ihr die Hauswirtin, da klopfte sie bei ihm an.

„Herein!“

Sie trat in die Stube. „Guten Tag!“

„Ei, sieh emal an!“ Herr Härter lachte spöttisch. „Was führt Dich zu mir?“

Er sah die Hand nicht, die sie ihm entgegenstreckte und zwirbelte mit den Fingern an seinem Schnurrbart.

„Wenn Du heut abend . . .“ sagte die Paula.

„Ach, will sich Moneten verdienen für einen neuen Hut oder einen hübschen Schal oder sonst was?“

Das Mädchen wurde bleich und sie wandte sich nach der Tür.

Tränen der Wut saßen in ihrer Kehle, sie konnte nicht reden. Und sie hatte nur einen Wunsch, schnell heraus, schnell, schnell . . .! Sie griff nach der Klinke.

Aber Härter war ihr nachgeeilt, er legte seine Hand auf die ihre.

„Laß mich raus . . .!“ stieß sie heiser hervor.

„Nichts da!“ Unter ihrer Hand drehte er den Schlüssel herum und steckte ihn in die Tasche.

Sie stand totenbleich. Ihre Hand sank schlaff herab.

Der junge Mann aber trat dicht vor sie hin. „Weißt, Paula,“ sagte er. „Du willst mich wohl zum Narren halten? Das laß ich mir nit bieten! Gestern hast Du mir gesagt, Du hättest einen Liebsten, warum bist Du heut nit bei dem?“

Die Paula stand eine Sekunde ohne zu reden, dann plötzlich schäumte es wild in ihr auf. „Ich hab nit geglaubt, daß Du so en gemeiner Hund bist!“ Ihre Augen funkelten wild unter einem Schleier von Tränen.

„Ich weiß, wie man mit einem gemeinen Frauenzimmer, wie Du bist, umgehen muß. Ich laß mich nicht von Dir foppen, wie der Christian!“

Sie sah ihn mit starren Augen an, ein Zittern war in ihr, sie taumelte gegen die Tür.

„Sa . . .“ Sie fuhr mit der Hand über die Stirn und dann plötzlich sprang sie auf ihn zu.

„Du . . . Du . . .!“ Ihre Finger reckten sich nach seiner Kehle. Er packte ihre Hände. „Du was, Wildkat!“ Und er sah sie an. „Ich bin doch noch ein bißchen stärker, wie Du siehst!“ Er lachte und zwang sie vor sich auf die Knie. „So, da mein Fräulein, und jetzt . . .“

„Du bist ein Hund, ein ganz gemeiner Hund . . .!“ schrie sie.

Er lachte. „Du kannst mich nicht beleidigen! Aber jetzt ruhig! Variert! Heute abend um sieben bist Du am Neptunplatz!“

„Ziel mir ein, Du, Du!“ Sie leuchtete.

„Du bist da,“ wiederholte der junge Mann, „und von Deinem Liebsten keinen Ton! Es hat Dir bis jetzt Spaß gemacht ihn zu belügen und zu betrügen, also . . .“

„Aber ich tu's nit mehr, jetzt nit mehr!“ stöhnte die Paula! „Und ich komm nit heut abend, ich komm nit!“

„So?“ Härter lachte. „Mir auch recht, aber dann, hm . . .“ Er wiegte den Kopf hin und her und wippte mit dem Fuße. „Also hör! Wenn Du heute abend nicht Punkt sieben Uhr am Neptunplatz auf mich wartest, dann schreibe ich morgen früh, vielleicht auch heute abend noch, Deinem geliebten Christian einen Brief, in dem ich ihm reinen Wein über Dich einschenke.“

„Du . . . Du!“ Die Paula sprang wild auf. Ihre Augen funkelten.

„Du bist noch gemeiner als en Hund!“ sagte sie und spuckte aus. —

„Ich hab Dir schon einmal gesagt, daß ich weiß, wie man mit . . . mit Frauenzimmern wie Du bist, umgehn muß! Bei Dir darf man nicht gutmütig sein, sonst ist man betrogen!“ Er lachte, wandte dem Mädchen den Rücken und nahm eine Zigarre.

Paula stand reglos. Bin ich wirklich so? — so wie er sagt? dachte sie in einem fort.

Der junge Mann hatte sich seine Zigarre in Brand gesteckt und drehte sich zu ihr um.

„Ach richtig, ich hatte Dich ja eingeschlossen!“ Er zog den Schlüssel aus der Tasche, steckte ihn ins Loch, drehte um, öffnete die Tür. „Also heut abend um sieben am Neptunplatz . . .!“

Schweigend ging die Paula hinaus. Sie lief die Treppe hinab. Vor der Haustür aber blieb sie stehn und schöpfte Atem. „Sa!“ Sie schloß die Augen, sie hatte die Empfindung, als ob sich alles mit ihr im Kreise drehe. „Heut abend um sieben am Neptunplatz,“ wiederholte sie ganz gedankenlos. Und dann richtete sie sich ferngerade auf. „Um sieben am Neptunplatz! Nein! Lieber —“ Der kalte Schweiß trat ihr auf die Stirn. Meinestwegen soll er dem Christian schreiben! Meinestwegen! Sie lief durch die Stadt, die Amalienstraße hinauf nach der Königsmühle zu. Meinestwegen! Aber — — Ihre Augen wurden starr. Es hoßte

Der deutsche Künstlerbund in Weimar.

Es ist die dritte Ausstellung, die der Bund nun veranstaltet. Die erste fand in München, die folgende in Berlin statt. Nun soll die Provinz erobert werden. Jedenfalls geschäftlich ein guter Gedanke, da ganz jungfräuliches Gebiet damit erobert wird.

Es war vorauszusehen, daß dieser Posten nicht leicht zu besetzen wäre. Daß die Weimaraner aber so energisch sich gegen das Eindringen der modernen Kunst zur Wehr setzen würden, hatte wohl niemand erwartet. Es war ein Kampf bis aufs Messer.

Infolgedessen ist es jetzt nicht gut hausen in Weimar. Denn da man dort den eigentümlichen Sport betreibt, Skulpturen zu beschädigen, Gemälde zu zerhacken oder darauf zu kriechen, kommt besonders der Fremde leicht in unliebsamen Verdacht. Dieser etwas stürmische Ausdruck der Empfindungen macht sich eigentümlicherweise nur da bemerkbar, wo die Figuren so umgezogen sind, sich möglichst unangezogen zu zeigen. Doch Scherz beiseite — der Ungezogene ist der Attentäter, dessen Tat eine Gemeinheit ist. Vielleicht ist es der Streich eines dummen Jungen, vielleicht die Tat eines eifernden Zeloten, wer weiß es. Vielleicht war es auch ein Geisteskranker.

Ein Aufseher will einen Offizier mit einem offenen Messer haben herumlaufen sehen. Dieser bestreitet das entschieden.

So geschehen in der Stadt Goethes und Schillers im zwanzigsten Jahrhundert. Eine neue Art moderner Bilderstürmer. Statt nun aber im eigenen Kreise zu suchen, verdächtigen die Weimaraner die Zureisenden.

Der Besuch ist dadurch nicht ein künstlerischer Genuß. Die Ruhe fehlt. Die Diener laufen nervös herum, sie möchten am liebsten fragen: Sind Sie es? Schneiden Sie Vider kaput? Und wenn man das immerwährende Getrippel und Getrappel der aufgeregten Beamten um sich hört, die sich sofort heranpirschen, wenn man stehen bleibt, und die wie ein Spion äugen, wenn man einen Weisheit zieht, um sich Notizen zu machen, so möchte man am liebsten beruhigend versichern: „Sie irren, mein Herr, ich bin nur ein unschuldiger Schriftsteller, der froh ist, wenn man ihn hier zufrieden läßt, da nämlich, um Kunst zu genießen, etwas Stimmung dazu gehört, die Sie mir, so nützlich Ihre Funktion sein mag, nicht geben.“

Die Ausstellung ist im Museum untergebracht. Wie stimmungslos diese alten Museen alle angelegt sind, das wissen wir. Sie sind keine Stätten der Schönheit, sondern Arsenale für eine bureaukratisch registrierende Wissenschaft. Infolgedessen hängen die Bilder recht trist da und es verlegt geradezu der Widerspruch zwischen modernem Bild und altem Raum. Insofern war also die Ueberweisung des Museums als Ausstellungshalle ein schlechter Dienst. Es kommt kein reiner Genuß auf. Zudem sind die Bilder — und das wird eben mit den Räumlichkeiten des Baues zusammenhängen — noch schlecht gehängt. Die Räume sind — wie das meist bei diesen offiziellen Bauten ist: pompöse Fassade und schlechte Wände — meist klein, entweder pavillonartig rund oder langgestreckt wie ein Flur, innen aber so schmal und eng, daß man nirgends zurücktreten kann. Für alte Bilder ist das nicht nötig. Für moderne Bilder, die meist auf weitere Wirkung angelegt sind, ist es eine Notwendigkeit. Darum müssen z. B. die modernen Galerien späterhin alle entsprechend groß, hell und licht angelegt werden. Moderne Bilder in so engem Milieu aufhängen, heißt ihre Wirkung zerstören. Unter diesen Umständen — wenn man der Kunst einen Dienst leisten wollte — gab es nur zweierlei: Verzicht oder Neuanlage. Die Künstler, die die Jury dieser Ausstellung darstellen, müssen ein weites Gewissen haben und künstlerisch-dekorativ ohne jede Erfahrung sein. So ist z. B. ein *Erübner* neben ein großes Fenster, das von der ohnehin dürftigen Wand noch so viel Raum wegnimmt, einfach totgehängt; man sieht neben demselben Licht, das durch das Fenster hereinströmt, nicht in ein Bild, sondern in ein dunkles Loch. Ebenso bedauerenswert ergeht es einer Landschaft von *Wolkmann* (Karlsruhe).

Außerdem ist die Auswahl der Bilder anscheinend schon daraufhin erfolgt, das Eigenartige, Neue nicht so marant in den Vordergrund zu rücken. Man meint einer Auswahl guter Bilder gegenüberzustehen, die aber nicht sonderlich aufregen. Unter den Künstlern fehlen die Persönlichkeiten. Der Stempel der Mäßigung ist dem Ganzen aufgedrückt.

Infolgedessen sind auch die bekannten Künstler — eine Künstlerbund-Ausstellung soll doch gewissermaßen eine Sensation sein — nur spärlich vertreten. Sie haben sich die Sache sehr leicht gemacht. Alte, bekannte Werke sieht man hier zum so und so vielen Male wieder. Von *Liebermann* die „Seilerbahn“ und den „Fleischerladen“, heides maßvolle und reife Schöpfungen. Von *Stuck* die „Saharet“, deren effektvolle Pose abgestanden wirkt. *Uhlde* schickt eine „Hundefütterung“, die die feinen Vorzüge des Malers, die schöne, graurossige Luft, die so leicht alle Farben umspielt, zeigt. Das ist alles, das sind die Großen, die klangvollen Namen. War es Absicht? Lohnte es nicht? Eine Erklärung mag darin liegen, daß die Jury zur Hauptsache aus Nicht-Berlinern besteht. Dadurch überwiegt im ganzen der süddeutsche Eindruck, mit dem Hinneigen nach Südwestdeutschland, da auch München wenig vertreten ist. Auffallend viel Stuttgarter, Karls-

ein qualvoller Ausdruck darin, dann . . . Wenn der Christian das erfuhr, dann war's ja aus mit ihr und ihm! Aus? — Das Grauen kroch ihr den Rücken hinab. Aus . . .! Sie lief wie im Schlaf. Ihre Gedanken schienen ihr Träume, es konnte doch nicht wahr sein, das, was sie da eben erlebt, das mußte ein Traum sein. Ein Traum mußte es sein, daß der Christian morgen, übermorgen erfuhr, wie sie ihn belogen und betrogen hatte. Sie brauchte sich nur die Augen zu reiben. Und sie tastete mit den Fingern über die Augen hin. Die Finger waren heiß und zitterten, ihre Augen waren offen! Sie träumte nicht?

Wenn ich dem Christian auch schreiben tät? Aber sie war nicht geschickt im Federführen, und mit ihm reden? Hin-fahren? Am Mittag mußte ein Zug fahren, aber ob ich dann um sieben Uhr . . . Herrgott, aber ich geh nit hin! Ich geh um sieben nit auf den Neptunplatz zu dem Kerl, der mich behandelt wie ein Vieh! Die ganze schmachvolle Behandlung, die ihr geworden, stand vor ihr! Hatte sie deshalb vierzehn Tage gedarbt und gedarbt, sich wie das anständigste Mädchen benommen, um schließlich — Und ich geh nit hin! Nein, nein, ich geh nit hin! wiederholte sie in einem fort. Ich fahr zum Christian! Sie wollte sich umwenden, den Weg nach der Bahn einschlagen, aber unschlüssig blieb sie stehn.

Und wenn ich ihn nit überrede könnt! Es war ihr in den Sinn gekommen, wie viel sie eingestehen mußte. All ihre Meineide, all ihre falschen Schwüre! Ja, und wenn mich der Christian dann auch rauschmeißen tät, wenn er mich behandeln tät wie der Härter? Das Blut schoß ihr in die Stirn.

Und — wenn — ich — doch — um sieben Uhr? — Sie hatte einen üblen Geschmack auf der Zunge. Die Kehle war ihr wie zugeschnürt, kalte Schauer liefen ihren Rücken hinab.

Ha, noch einmal, zum letztenmal, wollte sie mit ihm gehn, und dabei mußte er ihr schwören, schwören — Sie faßte sich an die Stirn. Wer bürgte ihr, daß er nicht Meineide schwor, wie sie?! Ein gresles Lachen rang sich plötzlich über ihre Lippen. Sie war im Walde. Sie rannte quer durch das Dickicht und warf sich jäh auf die Erde.

Sie riß ihren Hut vom Kopf und warf ihn von sich, und dann grub sie ihre Finger in das reiche Blond ihres Haares und zerrte und zerrte. Die Strähnen fielen ihr über die Augen und die Wangen, sie streiften ihren Mund, und ihre Lippen haschten danach, sie nahm eine Strähne zwischen die Zähne und zerrte und biß wütend darauf herum.

Ein Hund, ein Hund sei er, hab ich zu ihm gesagt . . . und ich . . . ich? Was bin ich denn? Härters Worte kamen ihr in den Sinn. Ein Frauenzimmer, wie Du, kann mich nicht beleidigen! Sie hörte ganz deutlich, wie er das Wort Frauenzimmer ausgesprochen hatte.

Sie vergrub die Hände unter dem raschelnden Laub und bohrte sie in die feuchte Erde.

Ihr ganzes wüstes Leben stand auf wider sie, all ihre Lügen, all ihr Betrug.

Hui, hui, über mich! Sie wälzte sich am Boden hin und her in Scham und Verzweiflung. Nach langer Zeit erst richtete sie sich auf. „Was soll nun werden?“ Ihre Augen waren stumpf, ausgebrannt, sie stützte den Kopf in die Hände, der Kopf war schwer und leer. Was nun? —

Der schwarze Waldsee kam ihr in die Erinnerung, es war ihr, als stünde sie am Ufer, so deutlich sah sie ihn vor sich, tiefschwarz und reglos, und dahinter die Buchen, zwischen deren schwarzen Stämmen die Nebel wandelten. Lautlos und langsam zogen sie hin und her, wie gleitende Geister; und über den Buchen am Abendhimmel ein roter Streif, dessen Widerschein sich wie Blut in die Tinte des Wassers mischte.

Die Sehnsucht nach dem stillen Wasser packte sie. Dort-hin . . . ah und alles vergessen . . .! Sich reinwaschen lassen vom dem stillen Wasser . . .!

Aber da fühlte sie das Brausen ihres Blutes wieder. Es klopfte an ihren Schläfen. Es klopfte an ihrer Hand.

War denn wirklich alles verloren? Konnte der Härter nicht Wort halten? Mußte der Christian es unbedingt erfahren? — Und wenn ich ihn erst geheiratet hab, dann will ich ordentlich sein . . .! Ganz ordentlich! — Sie stand auf, machte ihr Haar zurecht und ging langsam nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

ruher, Weimarer dagegen. Augenscheinlich hat man bei dieser Gelegenheit den anderen den Platz überlassen und tat es gern, da hier nicht viel zu verlieren war.

Im Gegensatz dazu treten andere Künstler in den Vordergrund. Pankof (Stuttgart) zeigt eine sehr frische Landschaft in breiten, hellen Farben und einen kleinen Halbakt, bei dem die zeichnerische Genauigkeit in der Durcharbeitung auffällt. Auch ist jedes Bild eigen gesehen, im Ausschnitt des Natureindrucks prägnant, eigenartig. Dann ist von Pleuer das große Bild „Ausfahrender Zug“ zu erwähnen, das in so breiten, kräftigen Massen gemalt ist und die Stimmung sowohl wie die Luft vorzüglich wiedergibt. Die tiefrot leuchtenden Häuser im Hintergrund lassen die dunkel heranbrausende Gewalt des schwärzlichen Eisenbahnzuges umso eindrucksvoller heraustreten. Sterl (Dresden) gibt ein paar Arbeiterbilder, die sich durch die Einseitigkeit, die Sammlung des Bildeindrucks auszeichnen. Die Arbeiter, die in Scharen aus der Arbeitsstätte kommen, so groß und als Masse wirken, seitlich heller beleuchtet von einem Schein, der aus einem Fenster dringt, sind malerisch trefflich gesehen. Wedemanns „Männer am Meer“ sind vielleicht ein wenig zu absichtlich bizarr, was sich namentlich in der grünen Leichenfarbe der Gestalten ausspricht. Doch hat das Bild mit dem fahlen Hintergrund des grauen, öden Meeres, vor dem die Gestalten stehen, Charakter. Auch Zwintzer (Dresden), von dem hier hauptsächlich ein „Porträt in Blumen“ zu sehen ist, das schon früher ausgestellt war, ist ein eigener Künstler. Er hat speziell Sinn für exakte Zeichnung, bevorzugt entschiedene Farben, die er apart wählt. Auf einer weißen Bank vor einer dichten Efeuwand, wo jedes Blättchen genau gegeben ist, sitzt in hellblauem Kleid mit tiefvioletttem Tuch eine Dame. Das Ganze hat in seiner strengen, scharf betonten Haltung etwas Leichtfüßigkeits, das sich aus der Führung der Linie, der Wahl der Farben von selbst ergibt. Der Stil ist aus der Natur gewonnen, nicht künstlich gemacht.

In ähnlicher Weise, doch noch natürlicher, weiß Bischoff-Culm einem alltäglichen Vorgang — Frauen tragen am Strande Reife — durch die ruhige, feierliche Art des Vortrags große Form zu geben.

Der Charakter der Ausstellung wird sonst nicht durch Persönlichkeiten, sondern durch ein allgemein tüchtiges Niveau gekennzeichnet.

Es ist namentlich eine ganz bestimmte Art von Landschaften, die hier in den Vordergrund tritt, nicht als einzelne Schöpfung, sondern als Ganzes. Jene stimmungsvollen und mit Liebe durchgearbeiteten Werke, bei denen man merkt, daß der Maler die Schönheit empfunden hat. Man braucht dabei gar nicht prinzipiell zu werden und etwa diese an Thoma sich annähernde Art auszuspielen gegen das mehr technische Raffinement der Sezessionisten. Beide geben ihre Wege. Nur das kann man sagen, daß die ersgenannte Art speziell süddeutsch ist. Und diese oft zarten und feinen Landschaften, in denen Tiefe der Empfindung und Reibetät der Anschauung den Künstler unauffällig zu dem Charakter in der jeweiligen Naturerscheinung führen, überwiegen hier.

Bei manchen Bildern fragt man sich aber doch voller Erstaunen: wie kommen sie in die Ausstellung des Künstlerbundes? Man sieht da Genrebilder ältester Sorte, in glatter Manier, wie z. B. „Die Stellnerin“ und „Der Alte“ von Döselmann (Karlsruhe), oder von Theob (Weimar) „Der Trinker“. Man wird irre an dem Künstlerbund. Was will er? Macht er Kompromisse?

Unter den graphischen Sachen ist manche gute Arbeit. Ich rechne dahin die an die Japaner erinnernden Blätter von Wehler (Munach), der in starken Kontrasten schwarz und weiß arbeitet und Licht und Schatten mit dekorativem Geschick vertritt. Sehr malerisch sind die Blätter von Zilles (Karlsruhe), locker und fein gearbeitet. Dagegen zeigen sich die Holzschnitte von Laga (Stuttgart) als mehr linear gehalten und haben die Reize einer charakteristischen Zeichnung. Außerordentlich fest und bewußt sind die Porträts von Stumpf (Weimar).

Als Plastiken heben sich heraus die kleineren Arbeiten von Kolbe, der die Bronze so breit behandelt, daß selbst Statuetten von ihm nicht spielerisch wirken, Stil haben, dann die eigenartige Keramik von Lusch (Wien) eine dekorative Halbfigur in leuchtendem Ton, und die kleinen Arbeiten von Tschner (Berlin), der es versteht, durch aparte Stillfierung zu wirken.

Vielleicht ist es gut, daß man sich gewöhnt, im Künstlerbund nicht nach Sensationen zu suchen. Ein gewisser Ausgleich findet statt und niemand darf sich allzu sehr hervortun. (Man müßte denn den kleinen Saal der Neo-Impressionisten als Sensation nehmen, die düstige „Wendsonne“ von Feigerl (Weimar), die „Farbigen Priemeln“ von Hermann (Berlin) und den temperamentvoll hingefügten „Herbst“ von Rohlf (Hagen), die Arbeiten zeigen aber nichts Neues.) Doch scheint diesmal nur die Verlegenheit die Veranlassung gewesen zu sein. Zudem fehlt es der Ausstellung an innerer Einheit. Es überwiegen nur die, die sonst zurücktreten, und umgekehrt treten die zurück, die sonst überwiegen. Dann scheint es aber besser, den Charakter noch entschiedener zu betonen und sich selbst als das zu zeigen, was man ist. Diese Unentschiedenheit schädigt das Ansehen.

Vielleicht aber ist das der Zweck des Bundes: mit den Ausstellungen immer zu wechseln und dann den Juroren des Ausstellungsortes Macht zu lassen, daß die Künstler ihres Bezirkes jeweilig vorherrschen. Der Bund hält sich vielleicht nur durch diesen

Kompromiß. Wir stünden dann vor einer ewigen Variation, die auf die Dauer schließlich doch zu einem Ausgleich kommen würde. — Ernst Schur.

Kleines feuilleton.

st. Schwäbische „Kirwe“. Zwischen Sommerfennentende und Martini (10. November) wird im Schwabenlande nach jahrhundertem altem Brauch die „Kirwe“, „Milbe“ oder „Käwe“, d. h. Kirchweih, als kleines Volksfest gefeiert. Als Lokalfeier wird sie an verschiedenen Sonntagen des genannten Zeitraumes abgehalten, was für Viele die Annehmlichkeit hat, daß sie außer der Kirwe ihres Wohnortes auch die in den benachbarten Ortschaften mitmachen können. Wo aber kein besonderes Datum herkömmlich, befehlt man am dritten Oktobersonntag die „Allerweltskirwe“, auch „Sankirwe“ und „Festkirwe“. Die letztere Bezeichnung wäre für diese Feiern überhaupt zutreffend, denn wenn auch der Name auf einen kirchlichen Ursprung hinweist, was gewöhnlich auch beim Vormittagsgottesdienst zum Ausdruck kommt, so liegt doch ihr Schwerpunkt außer in allerlei Lustbarkeiten im Vertilgen ansehnlicher Quantitäten von Fressalien, vor allem „Kirweluchen“ bäuerlichen Stils in diversen Variationen, nebst Würsten und verwandten Produkten häuslicher Köchekunst, begossen mit imposanten Mengen Wein, „Mooscht“ (Most, wie in Schwaben der Apfel- und Obstwein überhaupt heißt), und erst in letzter Linie Bier. Der Schnaps dagegen spielt in Schwaben keine große Rolle und wird meist nur in veredelter Form als Kirchwasser, Zwetschgengeist, Wacholder, zwischen hinein aus niedlichen Gläsern hinter die Binde gegossen als „Magenwärmer“.

Die Leistungsfähigkeit der Schwaben auf beiden Gebieten ist erstaunlich. In wohlhabenden Häusern wird deshalb schon Wochen zuvor darauf los gebaden, damit ganze Berge von Käse, Zwiebeln, Nähn, Apfelmuchen und ähnlichen Delikatessen den eigenen Leuten, sowie den Gästen vorgesetzt werden können; manches Kalb und namentlich Schwein wird „gemehzelt“ (geschlachtet); eine „Mehelesuppe“, der Sammelname für das reichhaltige Menu vom Vorstentier — eine ganze Sinfonie von Wohlgeschmack, gesteigert durch die obligaten Trabantensauertraut und Spätle, das schwäbische Ambrosia — bildet hierzulande den Höhepunkt der Tafelfreuden, der ja selbst der pathetische Umland einen Hymnus gewidmet hat.

Der Grundton dieser Volksfeier ist die „schwäbische Gemütslichkeit“, die nicht eben allzuhäufig durch Raufhändel gestört wird, trotz des reichhaltig genossenen Alkohols; man kann viel vertragen und ist daher verträglich. Eine schöne Seite ist, daß das Gefinde und auch die Armen reichlich bedacht werden. In der Gegend von Neuenburg im Schwarzwald z. B. bekommt jeder Diensthote sechs dünne Kuchen („Blak“ oder „Wook“) und einen dicken („Gugelhupf“, „Goulappe“). Auch die Gemeindefürten werden reichlich beschenkt. Charakteristisch ist die Sage, wonach einigen Gemeindefürten, deren Namen hier verschwiegen sein sollen, von Obrigkeitwegen das Recht, eine Kirchweih abzuhalten, für ewige Zeiten entzogen worden sein soll, weil dort einem Bettelmann der „gute Wiffen“, um den er bat, verweigert worden war. Das war natürlich in vor-kapitalistischer Zeit, als man noch nicht so „fortgeschritten“ war, den Büttel gegen den Bettel scharf zu machen.

Mit der Kirwe sind vielfach Musik und Tanz, zum Teil im Freien, allerlei Sport und Volksspiele, auch manche alte Junfbräuche, da und dort auch Märkte verbunden, in welchem Falle die Kirwe sich noch auf einen oder zwei weitere Tage ausdehnt. Mehrfach findet auch am folgenden Sonntage „Nachkirwe“ statt.

Ein merkwürdiger, besonders auf Dörfern häufiger Brauch ist das „Begraben“ der Kirwe, was meistens am Donnerstagabend geschieht. Die jungen Leute ziehen paarweise mit Musik vor das Dorf, ein Burche trägt eine Flasche Wein, ein zweiter ein Viertel Kuchen, andere farbige Bänder, Birkenreisler, Spaten und Schaufel. An dem Begräbnisplatz, mehrfach bei der Kirchhofmauer, angelangt, wird ein Loch in den Boden gegraben, in welches Wein, Kuchen, Bänder und Birkenreisler geworfen werden. Bei den Klängen einer mitunter gräßlichen Trauermelodie wird sodann um das Loch gestanzt und dieses hierauf mit der ausgeschaukelten Erde zugebedt. Auf den Feldern (Gegend von Stuttgart) werden dazu noch die im Felde herumstehenden Strohhaufen angezündet. Bei Ragold im Schwarzwald begräbt man eine Strohspuppe. Bei Ludwigsburg führt man einen Betrunknen als „Kirwesau“ aufs Feld hinaus; er muß die zu vergrabenden Sachen tragen. In Redargartach bei Heilbronn wird ein Hahn halb in die Erde eingescharrt, der dann getötet und gemeinsam verzehret wird. Nach dem Begraben der Kirwe feht man ins Wirtshaus zurück zu fröhlichem Tanz.

g. c. Apfelmost. Wir befinden uns augenblicklich in der Jahreszeit, in der der Obstwein gefestert wird. In Deutschland steht in dieser Hinsicht Württemberg obenan. Selbst der kleinste Mann strebt dort danach, ein volles Fäßle im Keller zu haben. Da findet man verschiedene Abstufungen des Inhalts vom leichten Rebwine bis zu dem fragwürdigen Rosinenmost. Die Mitte hält der Apfelmost. Und so fleißig wird er im Schwabenlande getrunken, daß die eigenen Bäume nicht genug Früchte tragen und Württemberg jährlich 2000 bis 3000 Wagenladungen fremde Mostäpfel einführt. Am bekanntesten ist aber bei uns der Frankfurter Apfelmost, der nicht nur im Lande getrunken wird, sondern auch in andere Gegenden exportiert wird. In Sachsenhausen, der Vorstadt von Frank-

furt a. M., gibt es die größten Apfelweinsteereien Deutschlands, die in einer Saison 40 000 bis 50 000 Zentner Äpfel verarbeiten. Berühmt ist auch der Trierer Apfelwein oder der Viez, wie er von seinen Erzeugern und Konsumenten genannt wird. Im Norden sind Guben und Grüneberg wichtige Erzeugungsorte, in denen jährlich etliche tausend Hektoliter des erfrischenden Getränkes gewonnen werden. In der neueren Zeit sind außerdem an vielen anderen Orten Apfelweinsteereien entstanden. Da ist der Apfel auch in dieser Hinsicht auf einem Eroberungszuge begriffen. Leider besitzen wir nicht eine Statistik, aus der sich die Höhe der gesamten Apfelweinproduktion in Deutschland ersehen läßt. In Frankreich übersteigt man die Verhältnisse besser. Auch dort wird Eider seit alter Zeit bereitet; in besonderem Rufe stehen die Provinzen Normandie und Bretagne. Die Gesamtproduktion Frankreichs an Eider beträgt jährlich 8 bis 10 Millionen Hektoliter, das ist ein erheblicher Posten, wenn wir in Betracht ziehen, daß Frankreich an Rebwein jährlich gegen 40 Millionen Hektoliter erzeugt. Ein Zentrum der Apfelweinerzeugung sind seit langer Zeit in England die Grafschaften Herefordshire und Devonshire; die großen Etablissements arbeiten dort nicht allein für den inländischen Verbrauch, sondern auch für den Export. Englischer Apfelwein wird nach Westindien, Südamerika und Ostindien verfrachtet und ist in den heißen Ländern als kühlender Trunk beliebt. Englische und deutsche Auswanderer haben die Vorliebe für den Apfelmost auch in ihre neue Heimat jenseits des Atlantischen Ozeans mit hinübergenommen. In verschiedenen Orten der Vereinigten Staaten blühte die Eiderbereitung auf und ganz besonders wird der Apfelwein von New-Yersey gerühmt. Im großen und ganzen liebt aber der Amerikaner stärkere Getränke, so daß der Konsum des Obstweines mehr auf einzelne Gebiete beschränkt bleibt. Schon aus dieser flüchtigen Uebersicht läßt sich erkennen, daß der Eider in der Volkswirtschaft eine beachtenswerte Rolle spielt. Fragt man nun, wo der beste oder überhaupt wirklich guter Apfelwein erzeugt wird, dann wird die Antwort nicht leicht. Die einen loben den Frankfurter, die anderen wollen in Württemberg einen guten Tropfen getrunken haben. Die Franzosen rühmen den Eider der Normandie. Vor zwei Jahrzehnten noch hat der um die Ostwertwertung und tropische Agrikultur verdiente Heinrich Semler über beide den Stab gebrochen und dem englischen und nordamerikanischen Erzeugnis den Preis zuerkannt. In Wirklichkeit wird sich die Sache so verhalten, daß man in verschiedenen Gegenden einen sehr guten und auch einen schlechten Apfelwein zu kosten bekommt; denn auf die Sorgfalt der Bereitung kommt es an; der bescheidene Nebenbuhler des Nebensaftes muß sich leider gefallen lassen, daß mit ihm oft in unverantwortlicher Weise Mißbrauch getrieben wird. —

Ans der Pflanzenwelt.

hl. Wunder im Pflanzenreiche. Von der erstaunlichen Fruchtbarkeit mancher Gemüsepflanzen werden in einer englischen Zeitschrift einige bemerkenswerte Beispiele zusammengestellt. So brachte eine Unze Zwiebelsamen, der in einem Garten in Newton Abbet ausgesät war, 460 Pfund Zwiebeln, ein Beispiel, das nicht vereinzelt dasteht. Ein Ackerbauer in Rusbury erntete von einer gewöhnlichen Winterjaubohne 660 Wöhlen. — Ganz außerordentlich ist auch die Kraft der wachsenden Pflanzen, wie man in den Gärten von Kelsey-Park, Bedenham, beobachten konnte. In dem Mauerwerk eines Backsteinbaues bemerkte man Ritze, und allmählich verschob sich die Stellung eines Mordes, der über 1½ Zentner wog. Mehrere Ziegel mußten herausgenommen werden; dabei fanden die Arbeiter eine Masse Bilge im Gewicht von drei Pfund drei Unzen, die in der Mitte der Mauer wuchsen. Die Kraft der Melone ist einmal durch Versuche festgestellt worden. Man befestigte um eine Melone, die 18 Tage alt war und einen Umfang von 27 Zoll hatte, eine Art Harnisch, an dem ein langer Arm oder Hebel saß. Am Ende des Hebels befand sich ein Gewicht, mit dessen Hilfe die Kraft der Melone gemessen wurde. Einige Tage nach Anlegung des Harnisches wurde die Kraft auf sechzig Pfund gemessen; nach 17 Tagen hob die Melone 5000 Pfund. Der Samen der runden Rübe hat einen Durchmesser von ein Zwanzigstel Zoll, im Verlauf von ein bis zwei Monaten hat er sich 27 Millionen mal vergrößert, wobei die vielen Blätter nicht berücksichtigt sind. Genaue Versuche haben gezeigt, daß der Rübensamen unter günstigen Bedingungen in einer Minute sein Eigengewicht verfünffzehnfacht. Rüben, die im Torfgrund wachsen, vermehren das Gewicht ihres Samens in einem einzigen Tage um das 15 000fache; durch besondere Mittel kann man das Wachstum noch mehr beschleunigen. Werden Pflanzen z. B. in Luftdichte Gruben gebracht und 24 bis 26 Stunden lang mit Aether genährt, bis sie von den Dämpfen durchdrungen sind, so reifen sie in etwa der halben Zeit, die sie sonst ihrer natürlichen Entwidlung nach brauchen. Man glaubt, daß durch diese Ernährungsweise eine völlige Umwälzung in der Aufzucht von Blumen und Gartengemüsen herbeigeführt werden könnte. Um sich vor drohenden Gefahren zu schützen, brauchen manche Pflanzen die innreichsten Listen. So gibt es z. B. in Südafrika eine Mimosenart, die sich in Zeiten der Gefahr tot stellt, um nicht von Gras fressenden Tieren abgerissen zu werden. Im natürlichen Zustande ist die Pflanze lebhaft gefärbt, sie sinkt aber in einen Haufen anscheinend toter und verwelkter Stengel zusammen, sobald sie von einem lebendigen Tiere berührt wird. Der Wert mancher Bäume ist sehr groß. So haben einige braune Eichen aus dem Park des

Herzogs von Exeter je 1400—1620 M. gebracht. Eine braune Eiche vom Bestium des Lord Fitz Williams wurde für 2200 M. verkauft, mehrere dem Herzog von Portland gehörende für je 2000 Mark, eine in Tibetshall in Norfolk gefällte für über 1800 M., die letztere hatte einen Stamm von 19 Fuß Länge und einen durchschnittlichen Umfang von 21 Fuß. Der Stamm wog über 400 Zentner und war sehr schwer fortzuschaffen, da der Standort etwa eine halbe Meile von der Chaussee entfernt war. Mehrere Ketten und Drahtseile brachen, als er einen Abhang heruntergerollt werden sollte, und eine Maschine von vierzehn Pferdekraften brauchte 1½ Tage, um den Stamm etwa 50 Meter weit zu ziehen. Schließlich wurde er nach Cambridge geschafft, wo er zu Möbeln verarbeitet wurde. —

Humoristisches.

— Alles vorhanden. Bülow: „Und ich sage Ihnen, ich werde mit dem eisernen Besen dreinfahren.“

Lieferant: „Gnade, Durchlaucht! — Uebrigens, eiserne Besen können wir Ihnen auch liefern, das Duzend zu 300 Mark.“ —

— Ironie. Besucher: „Ihre bessere Hälfte liegt wohl noch in den Federn?“

Gausherr (brummend): „Nette Hälfte.. drei Äpfel liegen auf dem Waschtisch und den Stühlen umher.“ —

— Umgeschrieben. „Am, Max, wie ist dem Euer neuer Lehrer?“

„Der Mann hat mich sehr unangenehm berührt!“ — („Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Adalbert Stifter erhielt in seinem Geburtsort Oberplan an der Moldau ein Denkmal. Es besteht in einer von Wendelmeyer in Prag geschaffenen Bronzefigur auf hohem Sockel. —

— Alexander Herzen, Physiologieprofessor in Lausanne, starb dort. Er veröffentlichte u. a. im Jahre 1890 eine Broschüre unter dem Titel: „Das russische Volk und seine Regierung“, worin er die seither in Rußland eingetretenen Ereignisse vorhergesagt. Sein Vater war der bekannte russische Agitator und Herausgeber der in London erschienenen „Glode“. —

— Das Lessing-Theater bringt am 1. September die Aufführung von Hauptmanns „Fuhrmann Henschel“ in neuer Einstudierung. —

— „Thersites“, ein dreiaktiges Drama von Stefan Zweig, wurde vom Schauspielhause zur Aufführung angenommen. —

— Das Sardou'sche Lustspiel „La pisto“ ist von Oskar Blumenthal unter dem Titel „Verwehte Spuren“ für die deutsche Bühne bearbeitet und vom Lustspielhause zur Aufführung angenommen worden. —

— Für die Pariser Theater wird ein wöchentliches Ruhetag angestrebt. Das Syndikat der dramatischen Künstler will erreichen, daß sämtliche Theater und Vergnügungsetablissements an einem bestimmten Tage jeder Woche geschlossen bleiben, ohne daß die feiernden Kräfte finanziell benachteiligt werden. —

— „Erdbeben“ im Theater. Während einer der letzten Vorstellungen im Uniontheater in Hannover stützten im dritten Akte von „Boccaccio“ zwei Kulissen auf die Bühne, zum Glück, ohne jemand zu treffen. Lambertuccio (Herr Ivan), der eben mit seiner Petronella die herzoglichen Gärten von Florenz betreten hatte, verschwand mit den Worten: „Es ist ein Erdbeben im Anzuge!“ von der Bühne, worauf der Vorhang fiel und der Schaden schnell beseitigt wurde. Nach Wiederaufnahme der Vorstellung meinte der genannte Darsteller unter dem lauten Gelächter und Beifall des Publikums: „Das Erdbeben hat nachgelassen, nun kann es weiter geben.“ —

— Die Internationale Tagung für Polarforschung wird in Brüssel am 7. September eröffnet werden. —

— Ein Stenographen-Wettreiben fand anlässlich des Stenographen-Verbandstages Stolze-Schrey in Hamburg statt. Die Rekordleistung erzielte der Landtagsstenograph Dröse-Marktsruhe mit einer Geschwindigkeit von 380 Silben in der Minute. Ferner wurden Geschwindigkeiten von 320, 300, 270 und 240 Silben erzielt. —

— Die diesjährige ärztliche Studienreise, welche am 2. September beginnt, führt durch badische und württembergische Kurorte. Einige Anmeldungen zur Teilnahme können noch berücksichtigt werden und sind an das Komitee, Berlin, Luisenplatz 2/4, zu richten. —

— Juwelenlurus in Amerika. Im Hafen von New York wurden im letzten Rechnungsjahre, das mit dem 30. Juni 1906 zu Ende ging, für 40 217 500 Dollar, also etwa 170 Millionen Mark Edelsteine der verschiedensten Art, wie Diamanten, Rubinen, Smaragde u. a. eingeführt. —